

Das Schweigen der Omaheke

Ein Roman aus Südwestafrika
(1904–1906)



Ralf von Stetten

Das Schweigen der Omaheke

Ein Roman aus Südwestafrika (1904-1906)

IMPRESSUM:

Ralf von Stetten

c/o IP-Management #4887

Ludwig-Erhard-Str. 18

20459 Hamburg

Mithilfe von Gemini geschrieben

Coverbild Grok

Kapitel 1: Der Staub von Okahandja

Die Hitze über dem Damaraland besaß ein eigenes Gewicht. Sie legte sich wie eine bleierne Decke auf die ausgedörrte Dornsavanne und ließ den Horizont in einem endlosen, zitternden Schleier verschwimmen. Es war der Januar des Jahres 1904. Für die Männer, die aus dem fernen, kühlen Norden gekommen waren, fühlte sich dieses Land nicht wie die Verheißung einer neuen Heimat an, sondern wie ein Ofen, der darauf wartete, sie zu verschlingen.

Oberleutnant Wilhelm von Trotha saß auf dem hölzernen Schreibtischstuhl in der kargen Amtsstube der Kaiserlichen Distriktsleitung in Okahandja. Sein Hemd klebte ihm am Rücken, und der feine, rötliche Staub Südwestafrikas hatte sich bereits in jede Falte seiner Uniform und in die Poren

seiner Haut gefressen. Mit einer mechanischen, fast hypnotischen Bewegung strich er sich über den dichten Schnurrbart. Vor ihm auf dem Tisch lag eine Depesche, deren Tinte im hellen Sonnenlicht, das durch die Fensterläden brach, fast schon getrocknet war, bevor er sie ganz gelesen hatte.

Die Worte waren unmissverständlich. Und sie bedeuteten das Ende des Friedens, der ohnehin nie mehr als eine brüchige Illusion gewesen war.

„Sie sammeln sich, Wilhelm“, sagte Hauptmann Franke, der am Fenster stand und durch einen Spalt nach draußen blickte. Seine Stimme war ruhig, getragen von der fatalistischen Gelassenheit eines Mannes, der schon zu lange in den Kolonien diente, um sich noch von schlechten Nachrichten überraschen zu lassen. „Die Herero unter Samuel Maharero haben die Farmen im Osten umstellt. Die Telegrafienlinien nach Windhuk sind gekappt. Wir sind isoliert.“

Wilhelm stand auf, die Stiefel knarrten auf den rauen Holzdielen. Er trat neben Franke und blickte hinaus auf den staubigen Vorplatz. Draußen herrschte eine unnatürliche, fast greifbare Stille. Die Ochsenwagen standen verlassen im Schatten der Akazien, und die einheimischen Arbeiter, die sonst lärmend die Lasten trugen, waren wie vom Erdboden verschluckt. Selbst die Vögel schwiegen in der sengenden Mittagshitze.

„Es war abzusehen“, erwiderte Wilhelm leise. Er dachte an die vergangenen Monate, an die wachsenden Spannungen, an die schwelende Wut der Herero über den Verlust ihres Landes, die rücksichtslose Rinderpest und die Demütigungen durch die Händler und Siedler. Man hatte im fernen Berlin geglaubt, man könne ein stolzes Volk von Viehzüchtern mit Verträgen und Paragraphen in Reservate pferchen, ohne dass es je aufbegehren würde. Ein fataler Irrtum, dessen Quittung nun ausgestellt wurde. „Maharero hat keine Wahl mehr. Seine Leute drängen ihn zum Krieg.“

„Und wir haben nicht genug Männer hier, um die Station zu halten, wenn sie mit aller Macht angreifen“, setzte Franke hinzu, ohne den Blick vom Horizont zu wenden. „Unsere Schutztruppe ist im Süden gebunden, um den Aufstand der Bondelswart zu jagen. Wir sitzen in der Falle, mein junger Freund.“

Wilhelm spürte, wie sich sein Magen zusammenzog. Nicht vor Angst, dafür war sein preußisches Pflichtbewusstsein zu tief verwurzelt, sondern vor einer düsteren Vorahnung. Er war nach Afrika gekommen, beseelt von den romantischen Vorstellungen eines kolonialen Abenteuers, vom Glanz des Kaiserreichs, das seinen Platz an der Sonne forderte. Jetzt, angesichts der nackten Realität der drohenden Belagerung, schrumpfte dieser Glanz zu einem schmutzigen Überlebenskampf im Staub zusammen.

Ein plötzlicher Lärm riss die beiden Offiziere aus ihren Gedanken. Das dumpfe stampfen von Hufen war zu hören, gefolgt von aufgeregtem Rufen draußen im Hof. Wilhelm lief zur Tür und stieß sie auf. Die heiße Luft schlug ihm wie eine physische Kraft entgegen.

Ein Reiter der Schutztruppe kam auf einem schaumgebadeten Pferd in den Hof gejagt. Das Tier wieherte gellend und brach fast in den Knien ein, als der Reiter die Zügel brutal zurückriss. Es war Unteroffizier Meissner, das Gesicht von Ruß und Schweiß entstellt, die Augen weit aufgerissen vor Entsetzen.

„Herr Hauptmann!“, schrie Meissner, noch während er aus dem Sattel glitt und fast zu Boden stürzte. Wilhelm fing ihn auf. Der Mann zitterte am ganzen Leib. „Die Farm, die Farm Hagenebeck im Osten, sie brennt! Alles ist zerstört. Die Herero, Hunderte von Kriegern. Sie verschonen die Frauen und Kinder, aber die Männer, sie töten jeden deutschen Siedler, den sie finden!“

Franke trat aus dem Gebäude, das Gesicht steinern. „Und die Rinder?“

„Sie treiben das gesamte Vieh weg, Herr Hauptmann. Sie rücken auf Okahandja vor. In wenigen Stunden werden sie hier sein!“

Die Nachricht verbreitete sich wie ein Lauffeuer unter den wenigen verbliebenen Siedlern, die in der Nähe der Station Schutz gesucht hatten. Frauen schrien auf, Männer fluchten und griffen nach ihren Jagdgewehren. Panik, die hässlichste aller Fratzen in einem belagerten Außenposten, drohte die Oberhand zu gewinnen.

Wilhelm blickte zu den fernen Bergen im Osten, den Otjihavera-Bergen. Dort oben, im flimmernden Dunst, meinte er die Staubwolken zu sehen, die von den herannahenden Kriegern aufgewirbelt wurden. Er dachte an Samuel Maharero. Er hatte den Paramount-Häuptling der Herero einmal in Windhuk gesehen, ein Mann von imposanter Statur, gekleidet in europäische Mode, der mit den deutschen Gouverneuren auf Augenhöhe verhandelt hatte. Maharero war kein wilder Rebell; er war ein verzweifelter Herrscher, der den Untergang seines Volkes vor Augen hatte und sich nun zu einem letzten, blutigen Befreiungsschlag erhob.

„Wilhelm!“, Frankes Stimme schnitt scharf durch den Tumult auf dem Hof. „Sammeln Sie alle verfügbaren Männer. Wir verschanzen uns im Fort und im Missionshaus. Jede Patrone zählt. Wenn die Sonne untergeht, müssen die Barrikaden stehen.“

„Zu Befehl, Hauptmann“, antwortete Wilhelm. Er zog seinen Pallasch, das Metall blitzte unbarmherzig in der afrikanischen Sonne.

Als er über den Hof lief, um die verängstigten Siedler zu organisieren, spürte er, dass dieser Tag eine Zäsur darstellte. Dies war nicht mehr nur ein Scharmützel an den Rändern des Imperiums. Dies war der Beginn eines unbarmherzigen, grausamen Krieges, der das Land für immer verändern würde. Ein Krieg, der im Staub von Okahandja begann, dessen dunkelste und schrecklichste